

---

## Ulrike Pilarczyk / Ofer Ashkenazi / Arne Homann (Hg.), Hachschara und Jugend-Alija. Wege jüdischer Jugend nach Palästina 1918–1941

Steinhorster Beiträge zur Geschichte von Schule, Kindheit und Jugend, Band 1, Gemeinnützige Bildungs- und Kultur GmbH des Landkreises Gifhorn: Gifhorn 2020. 228 Seiten, € 9,95

Den Acker umgraben, Kühe melken, Gemüse ernten, Marmelade einkochen – mit einer landwirtschaftlichen Ausbildung bereiteten sich jüdische Jugendliche zwischen 1918 und 1941 auf die Auswanderung nach Erez Israel vor – also in das damalige britische Mandatsgebiet Palästina. Auf Hebräisch wurde dieses vorbereitende Training „Hachschara“ genannt. In den 1920er Jahren gab es im Deutschland der Weimarer Republik nur einige wenige Ausbildungsstätten – entweder für Gruppen von Jugendlichen auf Landgütern oder verteilt auf Arbeitsplätze bei einzelnen Bauern –, die zionistisch ausgerichtet waren. Nach 1933 waren es dann mehr als dreißig Hachschara-Stätten im Deutschen Reich. Der Alltag dort war streng organisiert und von harter körperlicher Arbeit geprägt. Abends lernten die Jugendlichen Hebräisch, denn ihre Ausbildung sollte sie bestmöglich auf ihr Leben im Kibbuz vorbereiten. Organisiert wurde die Hachschara von jüdischen Jugendbünden: Dachverband war der zionistische Bund *Hechaluz*, die größte jüdische Jugendorganisation im Deutschen Reich mit zeitweise 15.000 Mitgliedern.

Das hebräische Wort „Alija“ bedeutet wörtlich „Aufstieg“ – im ursprünglichen Kontext „Aufstieg zum Tempel“ – und wurde in der Moderne zum zionistischen Begriff: Er bezeichnet bis heute die Einwanderung jüdischer Menschen aus der Diaspora nach Israel – und ihre Entscheidung, israelische StaatsbürgerInnen zu werden. In Berlin schlossen sich 1933 drei Institutionen zur *Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugend-Alijah e. V.* zusammen – unter Leitung der Lehrerin,

Musikerin und Autorin Recha Freier, dem Arzt und Pädagogen Siegfried Lehmann sowie der Krankenschwester Beate Berger, die das Jüdische Kinder-Flüchtlingsheim Ahawah in der Berliner Auguststraße leitete. Während der Begriff „Hachschara“ sich auf die Vorbereitung der Auswanderung in Deutschland beziehe, habe die Organisation *Kinder- und Jugend-Alija* die Erziehung der jungen Menschen in Kibbuzim oder anderen Einrichtungen vor Ort in Palästina vorgesehen, erklären die HerausgeberInnen.

„Gemeinsam war der *Hachschara* und *Jugend-Alija* die enge personelle, organisatorische und ideologische Verflechtung mit den zionistischen Jugendbünden und den überbündischen Organisationen für die Hachschara“, schreiben Ofer Ashkenazi und Ulrike Pilarczyk in der Einleitung des von ihnen gemeinsam mit Arne Homann herausgegebenen Tagungsbands. Die Auswanderung rettete Tausende jüdischer Jungen und Mädchen vor dem nationalsozialistischen Terror: Nach aktuellem Forschungsstand könne man davon ausgehen, dass durch Hachschara und Jugend-Alija bis 1940 mindestens 12.000 Jugendliche und junge Erwachsene aus Mitteleuropa ins Mandatsgebiet Palästina emigriert seien, so Ashkenazi und Pilarczyk. „Trotz ihrer historischen Signifikanz sind beide Institutionen auch einem interessierten, in jüdisch-deutscher Geschichte vorgebildeten Publikum kaum bekannt.“ (S. 12)

Professorin Ulrike Pilarczyk und Professor Ofer Ashkenazi leiten das deutsch-israelische DFG-Projekt „Nationaljüdische Jugendkultur und zionistische Erziehung in Deutschland und Palästina zwischen den Weltkriegen“, das am 1. Juli 2018 seine Arbeit aufgenommen hat. Die Kooperation zwischen der TU Braunschweig (Institut für Erziehungswissenschaft) und der Hebrew University in Jerusalem (Koebner Minerva Center of German History) ermöglicht es, erstmals die transnationalen und intergenerationellen Dimensionen der zionistisch motivierten Migration – wie auch der Flucht – zu erforschen. Ein Teil des vorliegenden Buches präsentiert die Forschungsergebnisse der ersten Projektphase. Durch die Erschließung und Auswertung bisher nicht berücksichtigter Quellen – vor allem aus staatlichen, privaten und Kib-

buz-Archiven in Israel, aber auch aus den USA, Litauen, Großbritannien und den Niederlanden – werden neue Bezüge sichtbar, die sowohl den bisherigen deutschen als auch den israelischen Forschungsstand und -diskurs erweitern. Die HerausgeberInnen fassen zusammen:

Die vorliegenden deutschsprachigen Untersuchungen betrachten die Entwicklungen der *Jugend-Alija* und auch der *Hachschara* der 1930er Jahre schwerpunktmäßig im Rahmen der sozialen und politischen Entwicklungen in Deutschland. Daher werden beide Institutionen hier vornehmlich als Rettungsorganisation in der Not vor nationalsozialistischer Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung gewürdigt. Die Forschungen in Israel konzentrieren sich im Wesentlichen auf den Beitrag der *Jugend-Alija* der 1930er Jahre zur Entwicklung eines zionistischen Erziehungswesens im vorstaatlichen Israel und auf die Strukturen und Ziele der *Jugend-Alija* aus aller Welt nach der Staatsgründung. Geschichte und Funktion der säkularen sowie der religiösen *Hachschara* in Deutschland, insbesondere vor 1933, bleiben dort hingegen marginal. (S. 15)

Der transnationale Ansatz leuchtet nun beide Dimensionen der *Hachschara* und *Jugend-Alija* aus – die des großen Rettungsprojekts wie auch des Erziehungsprojekts im vorstaatlichen Israel.

Basierend auf der internationalen Fachtagung des DFG-Projekts, die am 26. April 2019 im Erich-Weniger-Haus in Steinhorst (Niedersachsen) stattfand, werden in dem Buch sieben wissenschaftliche Fachbeiträge publiziert. Im ersten Beitrag untersucht Knut Bergbauer die frühen Jahre der *Hachschara* und der jüdischen Jugendbewegung in Deutschland. Das Konzept der *Hachschara* gehe zum einen auf die Bewegung zurück, die bereits um 1800 auf die sogenannte „Berufsumschichtung“ jüdischer Deutscher zielte und sich Ende des 19. Jahrhunderts in Gründungen wie der „Israelitischen Gartenbauschule Ahlem“ und dem „Verein zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden Deutschlands“ institutionalisierte, aber größtenteils noch nicht zionistisch orientiert war. Denn die zionistischen Ideen von Pioniertum und Auswanderung nach *Erez Israel*, die eng mit der Vorstellung der Urbarmachung des Landes in Palästina verknüpft waren, seien vor allem

in der bündisch organisierten jüdischen Jugendbewegung entstanden und verbreitet worden.

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg war der erste jüdische Wanderbund „Blau-Weiß“ gegründet worden, in den darauf folgenden Jahren entstand – teils auch durch Abspaltungen oder Neugründungen – eine Vielzahl weiterer Bünde mit unterschiedlicher inhaltlicher und politischer Ausrichtung. In den 1920er Jahren sahen sich die meisten jüdischen Jugendlichen und ihre Familien als Deutsche, anders als in Osteuropa war der Zionismus in der Weimarer Republik eine sehr kleine Bewegung. Bergbauer stellt nun die ersten drei Gruppen genauer vor, die sich bereits ab 1918 – kurz nach der Balfour-Deklaration – konkret auf die Auswanderung nach Palästina vorbereiteten: die Berliner „Jung-Juda“-Gruppe, deren Mitglieder ab 1920 vor allem auf dem „Markenhof“ in Freiburg arbeiteten, die Berliner Gruppe der zionistisch-sozialistischen Partei „Hapoel Hazair“, die auf die Erschaffung einer sozialistischen Gesellschaft in Palästina zielte, und eine Gruppe sogenannter „Praktikanten“ des Wanderbundes „Blau-Weiß“. Diese hätten sich wie die anderen Gruppen für die harte Ausbildung in der Landwirtschaft entschieden, aber bis 1922 eher als Einzelbauern oder im Rahmen einer privaten Genossenschaft leben und arbeiten wollten – nicht unbedingt in der sozialistischen Gemeinschaft des Kibbuz.

Wie hart das Prinzip der kollektiv organisierten Gemeinschaft von den jungen Menschen eingefordert wurde, beschreibt Bernhard Gelderblom in seinem Beitrag über den ‚Kibbuz Cherut in den Dörfern um Hameln 1926 bis 1930‘. Er zitiert aus dem Bericht Hermann Gradnauers (1894–1978), einer Leitfigur der zionistischen Bewegung in Deutschland. Der durch die jüdische Jugendbewegung geprägte Zahnarzt hatte das „Zentrum Hameln“, aus dem dann der Kibbuz Cherut hervorging, gegründet und ab 1925 – nachdem er mit seiner Familie bereits ein Jahr lang in Palästina gelebt hatte und nach Hameln zurückgekehrt war – geleitet. Gradnauer schrieb rückblickend über die Regeln des Gemeinschaftslebens im Kibbuz Cherut: „Rückhaltlos wurde Rechenschaft über jeden Lohnpfennig verlangt. Das war die schwerste Prüfung für

jeden in seiner Beziehung zum Kibbuz, denn es ist kaum vorstellbar, was nicht alles offen und scharf jedem gesagt wurde. Aber die Chawerim nahmen auch diese Last auf sich, obwohl sie sich sehr schwer daran gewöhnen konnten, und zwar taten sie es aus dem Bewusstsein, daß nur auf diesem Weg das Gefühl der Verantwortlichkeit gestärkt werden kann.“ (zitiert nach S. 96)

Die Jugendlichen, die zur Hachschara nach Hameln kamen, hatten sich oft bereits in sehr jungen Jahren von der zionistischen Idee angesprochen gefühlt, sie waren entsprechend motiviert. Das Zitat in Gelderbloms Beitragstitel verleiht dieser Aufbruchsstimmung Ausdruck: „Ich kann schon nicht mehr die Zeit der Alijah erwarten“. Der Autor hat viele Selbstzeugnisse – oft sind es Erinnerungen der ehemaligen PionierInnen an ihre Jugend und die Zeit im Kibbuz Cherut, aber auch Tagebuchnotizen aus den 1920er Jahren – ausgewertet. In diesen Zitaten wird deutlich, dass viele der jungen Menschen sich mit dem Schritt in den Kibbuz von ihrem Elternhaus abgrenzten – und welche Rolle Antisemitismus schon so früh in ihrem Leben spielte. So erinnerte sich der Schriftsteller, Maler und politische Aktivist Arie Goral, der 1909 als Walter Sternheim in eine großbürgerliche Familie hineingeboren worden war: „Meinen Eltern und Verwandten war allein schon die Vorstellung, dass ich als Bauer und Knecht arbeitete, eine Katastrophe und unauslöschliche Familienschande.“ Als Motive für das Leben im Kibbuz benannte er sein „Unbehagen an der bürgerlich-städtischen Kultur der zumeist assimilierten Elternhäuser; das Suchen nach neuen Lebensinhalten; die Konfrontation mit einem immer massiver und aggressiver auftretenden Antisemitismus, Einflüsse geistiger Manifestationen einer Renaissance des Judentums, Spurensuche nach Verwirklichung einer eigenen jüdischen Identität und nicht zuletzt auch jüdische Romantik.“ (S. 102)

In den Jahren 1928 bis 1931 wanderten die Jugendlichen gruppenweise aus Hameln nach Palästina aus und gründeten dort den Kibbuz „Givat Brenner“. Der Kibbuz Cherut wurde zum Erfolgsmodell der Hachschara-Bewegung, und die jungen Menschen, die es nach Palästina

geschafft hatten, galten als Vorbilder. Allerdings war es in den 1930er Jahren nicht allen jungen PionierInnen möglich, nach *Erez Israel* zu gehen: Die Einwanderung ins Mandatsgebiet Palästina war durch die britischen Behörden beschränkt – ohne ein sogenanntes Arbeiter-Zertifikat war eine legale Immigration nicht möglich. Die Hachschara-Ausbildung war Voraussetzung, um ein solches Zertifikat zu erlangen. Da die Zahl der vergebenen Zertifikate begrenzt war, mussten die Hachschara-Stätten jedoch immer eine Auswahl treffen. Für die Kinder- und Jugend-Alija gab es dagegen Gruppen-Kontingente, da die aufnehmenden pädagogischen Einrichtungen und Kibbuzim in Palästina für deren Unterhalt und Ausbildung bürgten. Zwei Beiträge im Buch widmen sich der Jugend-Alija: Beate Lehmann zeichnet die Entstehung des Kinder- und Jugenddorfs „Ben Schemen“ in Palästina nach, das von dem Berliner Arzt und Pädagogen Siegfried Lehmann gegründet wurde. Und Miriam Szamet beleuchtet die Einwanderung jüdischer Jugendlicher aus der Perspektive des vorstaatlichen Israels.

Am Beispiel der Geschichte Ilse Michelsohns, die 1934 im Alter von 17 Jahren nach Palästina kam, macht Szamet die unterschiedlichen Interessen und Motive deutlich, die im Prozess der Einwanderung aufeinandertrafen. Dazu skizziert sie folgenden Hintergrund: Etwa 265.000, vornehmlich deutschsprachige Juden und Jüdinnen, sind in den 1930er Jahren nach Palästina eingewandert. Damit hat sich der jüdische Bevölkerungsanteil im Mandatsgebiet im Laufe weniger Jahre von 16 Prozent auf 32 Prozent verdoppelt. Die kollektiv organisierten Kibbuzim hätten sich in dieser Zeit von der Wirtschaftskrise der 1920er Jahren finanziell erholen müssen, so Szamet:

Vor diesem Hintergrund bot die *Jugend-Alija* ein großes Potenzial auch für die *Kibbuz*-Bewegung: Die Finanzierung des Programms, die von den Eltern der Jugendlichen und zionistischen Organisationen gesichert wurde, sollte deren Ausgaben einschließlich der Darlehen für die Räume decken. Die Jugendlichen sollten für ihre Berufsausbildung in die tägliche Arbeit des *Kibbuz* integriert werden. Damit bestand auch die Hoffnung, dass sich die Jugendlichen dem jeweiligen Kibbuz und später der *Kibbuz*-

Bewegung anschließen und sich aktiv an dem ehrgeizigen Projekt des zionistischen *Nation-Buildings* beteiligen würden. (S. 198)

Ilse Michelsohn, die in der großstädtischen bürgerlichen Oberschicht Berlins aufgewachsen war, empfand das Leben im landwirtschaftlichen, sozialistisch orientierten Kibbuz jedoch als „primitiv“. Zwar hatte sie in Brandenburg ein Hachschara-Training absolviert, aber offensichtlich nicht aus derselben zionistischen Überzeugung heraus wie viele ihrer Gleichaltrigen. Aufgrund einer Polio-Infektion im Kindesalter fiel ihr die körperliche Arbeit in der Landwirtschaft sehr schwer, sie bewährte sich aber bei der Arbeit in der kleinen Klinik und der Kinderkrippe des Kibbuz. Auch Ilse Michelsohns Eltern und Geschwister lebten bereits in Palästina. Da ihre Mutter mit einer schweren Ruhr-Erkrankung im Krankenhaus lag, bat ihr Vater in einem Brief an die OrganisatorInnen der Jugend-Alija darum, sie von der Arbeit im Kibbuz freizustellen, damit sie die Familie unterstützen könne. Henrietta Szold (1860–1945), die das Büro der *Jewish Agency* in Jerusalem eingerichtet hatte und außerdem für die Jugend-Alija zuständig war, befasste sich mit diesem Fall.

Miriam Szamet untersucht in ihrem Beitrag diverse Briefwechsel und außerdem Selbstzeugnisse – vor allem Journale, die von den Jugendlichen in ihrem ersten Jahr im Kibbuz erstellt wurden. Sie kommt zu dem Schluss, dass viele der Jugendlichen mit Problemen zu kämpfen hatten und sich an die neue Lebenswelt erst gewöhnen mussten. Neben dem anderen Klima, der harten Arbeit und dem Heimweh nach ihren Familien sei das Erlernen der hebräischen Sprache für viele eine große Hürde gewesen. Der Hebräisch-Unterricht in den Hachschara-Stätten in Deutschland habe zwar erste Sprachkenntnisse vermittelt. Aber für das Leben im neuen Land hätten diese nicht wirklich ausgereicht. Und auch das Anliegen der Kibbuz-Mitglieder, bei den Jugendlichen eine „innere Revolution“ zu initiieren, „um sie für die sozialistische Revolution zu gewinnen“, hätten einige als großen Druck empfunden. Damit verbunden wurde schließlich nichts weniger als die Forderung, „die Vergangenheit im enttäuschenden und gefährlichen Exil auszulöschen“. Die Ju-

gendlichen hätten dagegen gern „auch eigene Traditionen und Werte“ in ihr neues Leben eingebracht (S. 214 f.). Ilse Michelsohn jedenfalls verließ den Kibbuz im Januar 1935 und begann stattdessen eine Ausbildung als Krankenpflegerin in einem Trainings-Center der *Women's International Zionist Organization* in Tel Aviv. Parallel arbeitet sie in einer Arztpraxis und später in einer Klinik. Nur kurze Zeit später – nach der Begegnung mit dem britischen Colonel John Henry Petterson – verließ sie Palästina und setzte ihre Ausbildung in London fort. Dort blieb sie bis zu ihrem Tod im Alter von 99 Jahren.

Dieses Glück hatten viele Kinder und Jugendliche, die im Deutschen Reich auf ihre Ausreise nach Palästina hofften, nicht. 1941 wurde die Hachschara, die bis dahin vom NS-Regime geduldet worden war, gewaltsam beendet. Das Landwerk Neuendorf nahe der brandenburgischen Stadt Fürstenwalde wurde in diesem Jahr zum Zwangsarbeitslager umfunktioniert, in das die Jugendlichen aus den umliegenden Hachschara-Stätten deportiert wurden. Unter ihnen war der spätere Fernsehmoderator Hans Rosenthal, der im Ort Jessen in der Niederlausitz „auf Hachschara“ gewesen war. Er musste nun auf dem Fürstenwalder Friedhof als Totengräber arbeiten. Auch Esther Bejarano, die als Überlebende des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz noch heute als Musikerin und Aktivistin gegen Faschismus auftritt, wurde in Neuendorf interniert und zur Arbeit in einem Blumengeschäft in Fürstenwalde gezwungen. Harald Lordick, Mitarbeiter im Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte der Universität Duisburg-Essen, beschreibt in seinem Beitrag zum Tagungsband, wie das Landwerk Neuendorf 1932 als Ausbildungsort für jüdische Jugendliche und junge Erwachsene im Sinne der nicht-zionistischen „Berufsumschichtung“ gegründet, nach 1933 auch als Hachschara-Stätte genutzt und ab 1941 schließlich zum Zwangsarbeitslager wurde. Damit wurde es für viele Jugendliche die letzte Station vor ihrer Deportation und Ermordung in Auschwitz oder einem anderen Lager.

Kurz erwähnt seien noch die weiteren Beiträge des Bandes: Mario Kießling nimmt „Die Anfänge der religiösen Hachschara in Deutsch-



land‘ – und damit einen ungewöhnlichen Aspekt – in den Blick: Denn im Allgemeinen war die Ausbildung der Jugendlichen nicht religiös orientiert, auch wenn jüdische Traditionen wie die Einhaltung des Schabbat, gemeinsame Pessachfeiern und koscheres Essen bewusst praktiziert wurden. Knut Bergbauer erforscht in seinem Beitrag erstmals, wie Hachschara, Jugend-Alija und jüdische Jugendbewegung in Schlesien realisiert wurden. Arne Homann, Leiter des Schulmuseums Steinhorst, widmet seinen kurzen, das vorliegende Buch abschließenden Beitrag zwei Ausstellungen: Die von Arnold Bischinger (Initiator des Vereins Kulturscheune Neuendorf im Sande) konzipierte und realisierte Ausstellung ‚zwischen/raum – Jüdisches Hachschara- und Zwangsarbeitslager Neuendorf im Sande 1932–34‘ sowie die Ausstellung ‚... unter normalen Umständen wäre ich kein Bauer geworden‘. Beide Ausstellungen wurden im Rahmen der internationalen Fachtagung im Juni 2019 in Steinhorst eröffnet.

Der Tagungsband widmet sich einem Themenbereich, der von der akademischen Forschung lange vernachlässigt wurde. Dass überhaupt Quellen zur Hachschara und Jugend-Alija erschlossen – etwa Selbstzeugnisse gesammelt und umfangreiche Interviews mit ZeitzeugInnen geführt – wurden, sei vor allem dem Engagement lokaler und privater Initiativen zu verdanken, so die HerausgeberInnen. Namentlich erwähnt wird hier das Ehepaar Herbert und Ruth Fiedler: Die beiden erforschten als erste die Geschichte des Landwerkes Ahrensdorf, indem sie ehemalige TeilnehmerInnen der dortigen Hachschara Jahrzehnte später in Israel, in den USA und anderen Ländern ausfindig machten und interviewten. Auch die ehemaligen PionierInnen selbst machten Interviews oder schrieben und sammelten persönliche Erinnerungen über ihre Zeit während der Hachschara und Jugend-Alija. Genannt werden Ernst Loewy, Arie Goral, Ora Borinski, Ilana Michaeli, Ezra Ben-Gershom (Pseudonym Joel König) und Werner T. Angress.

Immer noch ein Desiderat bleibe indes eine umfassende Überblicksdarstellung zum Themenbereich, halten die HerausgeberInnen fest. Der von ihnen vorgelegte Tagungsband bietet allerdings gerade dadurch, dass

er die unterschiedlichen Facetten und Aspekte von Hachschara und Jugend-Alija nebeneinander stellt, sehr spannende Einblicke. Eine der überraschendsten Erkenntnisse, die der transnationale Forschungsansatz des DFG-Projekts hervorgebracht habe, sei, dass es sich bei der Hachschara und Jugend-Alija nicht um Migration im Sinne einer Flucht und Auswanderung in eine Richtung gehandelt habe, sondern vielmehr um einen dynamischen Prozess. Viele zionistische AkteurInnen kehrten – trotz aller damit verbundenen Gefahren – in den 1930er Jahren aus Palästina ins Deutsche Reich zurück: um ihr im Kibbuz erworbenes Wissen an die jungen deutschen PionierInnen und ihre AusbilderInnen weiterzugeben, um Leute anzuwerben und für das zionistische Projekt zu gewinnen, und um bei der Rettung weiterer Kinder und Jugendlichen zu helfen.

*Silke Nora Kehl*

# DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT  
DUISBURG  
ESSEN

*Offen im Denken*

ub

universitäts  
bibliothek

Erschienen in: Sozial.Geschichte Online 30 (2021), S. 184-193

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

**Link:** [https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico\\_mods\\_00074953](https://duepublico2.uni-due.de/receive/duepublico_mods_00074953)



Dieses Werk kann unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz (CC BY-NC-ND 3.0) genutzt werden.